Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 7

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor: Droonberg, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636245

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die zu Heine kamen. Unzählige Papageien begannen das Heim zu bevölkern, Katzen strichen um sie herum, und wenn er nicht mehr sein wird, werden große Bologneserhunde das einzige männliche Element sein, das ihr nahen darf.

Nach sechsjähriger „wilder" Ehe hat Heine jenen Zwischenfall mit Strauß, der zu einem Duell führt. Am Tage vorher läßt er seinen Bund mit Mathilde gesetzlich besiegeln, und er, der evangelisch getaufte Jude von Geburt, führt die Katholikin nach St. Sulpice, und läßt sich ihrem Glauben entsprechend auch kirchlich trauen. Noch weitere fünfzehn Jahre lang konnte er sich seiner „süßen kleinen Verbringerin" freuen, — Verbringerin, denn Mathilde kaufte nun einmal zu gern ein, und was ihr an häuslichen Tugenden wohl gefehlt haben mag, das ersetzte sie durch die Freude an den Genüssen gutbesetzter Tische. Wehmütig konstatiert's der Dichter, daß seine kleine Mathilde es bis zu 90 Kilo gebracht hat. Und er, der niemals aufgehört hat, ein vielseitiges Herz zu verschwenden, er hat bis zum letzten Augenblick voller Eifersucht über Mathilde gewacht. Nichts ist ihm, dem armen Lazarus, so schrecklich, als daß er nun nicht mehr mit einer Million gesunder Männer konkurrieren kann, die Mathilde auf ihren Spazierfahrten wohl sieht. Und es ist erschütternd nachzulesen, wie er sich, wenn Mathilde im Nebenzimmer mit Cocotte, dem Lieblingspapagei, plaudert, im entsetzten Verdacht, ein Liebhaber könne sich eingeschlichen haben, mit den vom Schlaganfall gelähmten Gliedern auf der Erde rutschend bis auf die Schwelle schleppt, um nach ihr zu schauen, ohnmächtig, aber glücklich zusammenbricht, da er seine Angst als grundlos erkennt.

Mathilde hat Heine um 27 Jahre überlebt. Wie leider auch heute noch, so war schon damals in der von ihm heißgeliebten deutschen Heimat nicht viel Gegenliebe für ihn vorhanden, und so manches häßliche Gerücht ward auch über Mathilde ausgestreut. Die Wahrheit ist, daß sie ihn im Leben und all die Jahre nach seinem Tod auf ihre schlichte Art die treueste Gattin gewesen ist. An seinem Todestag, auch an einem 17. Februar, starb die „Witwe Henry Heine", wie sie sich nannte, aus einer Welt hinweg, die die Liebe eines der größten Lyriker, die je gedichtet haben, für sie verschönt hatte.

Hier ist kein Rätsel zu ergründen. Hier waren zwei Menschen restlos glücklich.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

7

„Well, Mister Henderson, Sie haben mir vorhin gesagt, jede gute Tat rächt sich auf Erden und mir auch den Beweis dafür geliefert. Nun will ich Ihnen meinerseits den Beweis liefern, daß Sie recht hatten. Sie haben mir einen Tip gegeben, für den ich Ihnen von Herzen danke und nun gebe ich Ihnen einen anderen. Wenn Sie sich jetzt vor der Claim Office anstellen, so haben Sie immerhin Aussicht, noch morgen nachmittag vor Büroschluß Ihre Eintragung zu erlangen. Allerdings es ist nur eine Aussicht und es kann Ihnen ebensogut passieren, daß der Schalter gerade hinter Ihrem Vordermann geschlossen wird und Sie bis zum nächsten Morgen warten müssen, wenn Sie Ihren Platz nicht etwa verlassen. Ich gebe Ihnen daher den Rat, begeben Sie sich irgendwo zu Bett und schlafen Sie bis morgen früh neun Uhr. Dann gehen Sie nach der Claim Office und wenden sich mit einer Zehndollarnote und der Bitte, Sie hintenherum an den Schalter zu führen, an den Porter. Dann ist das Geschäft in weniger als einer halben Stunde erledigt. Es sollte gar nicht solange in Anspruch nehmen, aber es werden noch einige vor Ihnen sein, denen diese besondere Art der Verwendung von Zehndollarnoten ebenfalls bekannt ist. — Ich hätte große Lust, die Bewohner dieser guten Stadt zusammenzutrommeln und den ungeheuren Graft, der hier überall und ganz ungescheut geübt wird, auszurotten, damit auch der ehrliche Mensch seine Chance erhält. Aber Sie haben mir für den Augenblick etwas anderes zu tun gegeben. Noch eins. Darf ich meinem Landsmann Ihren Tip verraten?"

Henderson zuckte die Achseln.

„Das steht bei Ihnen. Meinen Claim habe ich mir gesichert. Gegen wie viele Mitbewerber Sie das Rennen machen wollen, ist Ihre Sache."

Sie entfernten sich jetzt wieder aus ihrer Ecke, um zunächst nach ihrem Tische zurückzukehren, wo Escher sich von Schmidt verabschieden wollte. Er war entschlossen, am andern Morgen den Dampfer bis Fairbanks Landing zu benutzen und von dort zu versuchen, auf irgendeine Weise durch den Fünfzig-Meilen-Sumpf zu gelangen. Führer oder nicht. Die Zeitersparnis, die ihm dieser Weg bot, war die Gefahr und Mühe wert.

Als sie sich ein paar Schritte entfernt hatten, wurde der dicke Wollvorhang vor dem Bühneneingang beiseite geschoben und die kleine May trat in den Saal.

Ihr sonst etwas bleiches Gesicht war wie unter einer heftigen Erregung flammendrot und in ihren Augen flackerte es seltsam, als sie Escher und Henderson nachblickte.

7.

Miterben.

Escher machte Schmidt Mitteilung von dem, was er von Henderson erfahren. Er tat es im Flüsterton und wählte auch noch die deutsche Sprache, um sicher zu sein, von keinem der Umsitzenden verstanden zu werden.

Schmidt lehnte indessen dankend ab, davon Gebrauch zu machen. Dreimal sei er schon solchen Tips nachgegangen, oder eigentlich nachgerast, denn es hätte sich jedesmal um ein richtiges Rennen gehandelt und dreimal wäre ihm nur das Nachsehen geblieben. Nein, er zöge vor, hier seine Ausrüstungen weiter zu verkaufen. Das sei eine sichere Spekulation. Zu seiner eigenen Ueberraschung habe er nämlich plötzlich ein ganz beträchtliches kaufmännisches Talent in sich entdeckt. Das möge ja wohl schon immer in ihm ein verborgenes Dasein geführt haben, aber ohne daß er eine Ahnung davon gehabt habe. Wenigstens habe es sich daheim stets nur nach der negativen, sollte heißen Ausgabenseite hin geoffenbart, was entschieden nicht ganz kaufmännisch gewesen wäre. Es sei jetzt eine völlig neue Erfahrung für ihn, die ihm Spaß mache, die Geschichte nun einmal nach der Plusseite hin auszuprobieren. Aber er wünsche Escher Glück.

Es schien indessen, als ob es Escher bestimmt sei, nicht so leicht aus dem Pavillon-Theater fortzukommen, denn als er sich von Schmidt verabschiedet hatte und sich zum Gehen anschickte, legte sich noch einmal eine Hand, und diesmal dreist und schwer, auf seine Schulter.

„Einen Augenblick, Mister", sagte eine Stimme, rauh wie ein Reibeisen.

Ueberrascht aufblickend, sah er den Kraftmenschen vor sich, der ihn aus seinen Schweinsaugen mit einem Blicke anglotzte, der wohl freundlich sein sollte. Obwohl er sich hier nicht gerade in einer Umgebung befand, in der auf Höflichkeitsformen besonderer Wert gelegt wurde, empfand

er es doch als eine Ungehörigkeit, von diesem als „Mister" angeredet zu werden.

„Was wollen Sie von mir, Mister"" fragte er deshalb nicht sehr freundlich zurück, das „Mister" betonend.

Dabei schweifte sein Blick unabsichtlich, von irgendetwas angezogen, zur Seite und er sah, wie die Begleiterin des Hünen vom Nebentische aus ihn gespannt und mit einer unverkennbaren Gemütsbewegung, die das Rot in ihren Wangen kommen und gehen ließ, beobachtete.

„Well, nicht sehr viel", entgegnete der andere in einer Weise, der er offensichtlich bemüht war, einen Anstrich von Jovialität zu geben. „Nur eine Auskunft. Eine kleine Auskunft."

„Gut, dann fragen Sie. Ich werde Ihnen aber dankbar sein, wenn Sie sich kurz fassen wollen, denn ich habe keine Zeit mehr und will nach Hause."

„All right, Mister. Sagen Sie, ich saß hier am Nebentische und es fiel mir gar nicht ein, daß ich hätte lauschen wollen, denn was interessieren mich die Angelegenheiten anderer? Ich habe es mir zur Regel gemacht, mich nur um meine eigenen zu kümmern. Gute Idee übrigens das. Nicht? Well, ich konnte es aber nicht verhindern, daß ich hörte, was das Girl, die „Katze", zu Ihnen sagte. Sie sprach so laut, daß man es hören mußte. Und sie nannte den Namen Eileen Malony."

„Ja, und was ist es damit?"

„Kennen Sie das Girl näher?"

„Sie meinen die ‚Katze'?"

„Ach was, die Eileen Malony."

„Sie meinen Miß Eileen Malony?"

Der andere lachte mit geräuschvoller Toleranz auf.

„Well, nehmen Sie's so, wenn Ihnen das besser gefällt."

„Ja, ich kenne sie näher. Ist das alles, was Sie zu wissen wünschen? Dann gestatten Sie wohl, daß ich jetzt gehe."

„Einen Augenblick noch, Mister", hielt ihn der andere zurück.

„Mit welchem Rechte fragen Sie übrigens nach der Lady?"

„Muß man ein besonderes Recht haben, wenn man nach jemand fragt? Das habe ich nicht gewußt", entgegnete der Kraftmensch, und in seine Augen kam ein unangenehmes Leuchten, da ihm die ablehnende Haltung Eschers nicht länger verborgen bleiben konnte. „Aber es könnte sein, daß es sich hier um eine Verwandtschaft handelt. Das möchte ich gern herausfinden."

„Um eine Verwandtschaft mit Ihnen?"

In diesem Augenblicke erhob sich die Frau von ihrem Stuhle und trat in sichtlicher Erregung an Escher heran, wobei sie aber gleichzeitig ihre Augen einen Moment lang mit einem um Erlaubnis oder auch Entschuldigung bittenden Blick auf den Muskelmenschen richtete.

„Es könnte sein, und ich vermute fast, daß es sich um — um eine Verwandte von mir handelt, von der ich lange nichts gehört habe", sagte sie. „Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie uns einige Auskunft über sie geben wollten."

Sie hatte mit der leisen, wohlabgetönten Stimme der gebildeten Amerikanerin gesprochen und Escher war zusammengeschrocken, als er sie vernahm.

Diese Stimme kannte er.

Es war die Stimme Eileen Malonys. Nur nicht so melodiös. Mit etwas wie einem gebrochenen Klang in ihr.

Er sah der Fragenden, die bittend zu ihm aufblickte, forschend ins Gesicht. Der furchtsame, gehetzte, auf eine lange erlittene brutale Beherrschung deutende Ausdruck schien dauernd in ihren Augen zu liegen. Jetzt wußte er, was ihm in diesem Gesicht vom ersten Augenblick an so bekannt erschienen war. Es waren Züge Eileens, die ihm daraus entgegensahen. Ganz deutlich. Und bisher doch nicht erkennbar in den Schatten, die seelisches und körperliches Leiden darüber gelegt.

Und jetzt fiel ihm auch wieder ein, was Davy Evans ihm, als er in seiner Mine arbeitete, von dem toten Pat Malony erzählt hatte. Dem Manne, der schwindsüchtig in dieses Land der Blizzards, der Kälte und des Eises gekommen war, in der würgenden, herzabschnürenden Sorge um die Zukunft seiner Tochter. Dem das Leid im Herzen bohrte, wie der Todeswurm, über ein schönes junges Weib, das ihn und sein Kind verlassen um eines andern willen. Und dem dieses grausame Land, das nur den Starken achtet, dann seine eisigen Leichenfinger um den Hals gelegt, bis es ihn erwürgt hatte.

Und sein Blick glitt hinüber von der Frau zu dem Bully, und er verstand alles.

Aber das Verstehen verursachte ihm fast Uebelkeit.

Da war eine junge, schöne Frau, lüstern nach Beherrschung durch den Mann, die sich in Unkenntnis ihrer selbst an einen Mann gebunden hatte, dessen ganze Natur ihn so gar nicht zum Herrschen oder Beherrschen geneigt machte. Der gutmütig war, rücksichtsvoll und sie verwöhnte. Eine Zeitlang mochte alles gut gegangen sein, sie sich sogar glücklich gefühlt haben mit ihrem Manne und Kinde. Bis dann der verhängnisvolle Tag kam, wo sie sich selbst entdeckte.

Das war der Tag, wo dieser Gewaltmensch, der hier mit einem insolenten Grinsen an ihrer Seite stand, in ihr Leben gekommen war. Die junge, zweifellos schöne und gebildete Frau hatte seine animalischen, seine Bully-Instinkte erweckt. Ein solches Weib unter seine Gewalt zu bringen, seinem Willen zu beugen, war wohl eine neue Erfahrung für ihn, die ihn reizte.

Und die Eroberung mochte ihm nicht einmal schwer gefallen sein. Die in jedem Weibe schlummernde, bei ihr aber wohl übermäßig gesteigerte Neigung, sich unter die Gewalt eines Mannes zu beugen, mochte sie bald genug in einen Zustand gebracht haben, in dem sie keinen eigenen Willen mehr kannte und dem Bully hörig war, nur weil er ein Bully und die Verkörperung der rohen Kraft war.

So allein ließ es sich erklären, daß sie ihren Mann, der ihr dienen wollte, anstatt sie brutal zu beherrschen, und ihr Kind verließ, um einem Manne zu folgen, unter dessen zwingendem Willen sie erschauerte und von dem sie wußte, daß er ihr Leben zur Hölle machen würde.

„Well, ich kann Ihnen in kurzen Worten sagen, was mir von Miß Malony bekannt ist", wandte er sich, nicht unfreundlich, an die Frau. Denn trotz allem, was er von ihr mehr ahnte, als wußte, flößte sie ihm in ihrer hilflosen Lage doch Mitleid ein. Nur für den Gorilla neben ihr, mit seinem dauernden insolenten Grinsen um den plumpen Mund, fühlte er seinen Abscheu und seine Verachtung von Minute zu Minute wachsen. „Sie ist eine Waise, oder hält sich wenigstens dafür. Ihr Vater, der Patrik Malony hieß und ein Irländer war, ist tot. Das ist sicher. Er hatte mit seiner Tochter in San Franzisko gelebt und war dann wie so viele andere in dieses Land gekommen, um nach Gold zu graben. Er wollte wohl vor allem die Zukunft seiner Tochter sicherstellen, wie ich vermute, und das war ihm von seinen Einnahmen als Geiger in den Staaten nicht möglich. Ihm selbst vermochte das Leben wohl nichts mehr zu bieten. Er hatte einst ein schweres Leid erfahren. Eileen betrauert ihre Mutter als tot. Und das ist gut so. Für Eileen und vielleicht noch mehr für ihre Mutter. Denn wenn sie wüßte, was glücklicherweise außer mir nur noch einem einzigen Menschen bekannt ist, nämlich, daß ihre Mutter vermutlich noch lebt und als pflichtvergessenes Weib einst Mann und Kind verlassen hat, um sich an irgend einen Schuft wegzuwerfen, so müßte sie sie verachten."

Der Gorilla machte eine Bewegung, als wolle er sich auf Escher stürzen, um ihn mit der Faust niederzuschlagen, die wie ein Schlächterhammer wohl imstande gewesen wäre, einen Ochsen zu töten.

Escher sah es wohl, schien aber, obwohl zu augenblicklicher Verteidigung bereit, dem Bully nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Er heftete seine Blicke mehr auf die Frau, die unter seinen Worten zusammengezuckt war, als sei ihr ein Hieb versetzt worden. Sie zitterte und schien sich kaum aufrecht erhalten zu können.

„Well", fuhr er dann fort, „Pat Malony starb hier. An demselben Tage, an dem er einen reichen Claim eingetragen bekommen hatte. Seine Tochter Eileen, die längere Zeit keine Nachricht von ihm erhalten hatte und sich deshalb um ihn ängstigte, reiste ihm nach, um sich selbst nach ihm umzusehen. Sie liebte ihn, da er ihr ja auch hatte die Mutter ersetzen müssen. Leider kam sie zu spät. Sie ist heute als Erbin einer Hinterlassenschaft von dreihundertfünfzigtausend Dollars mit ihrem Vormund, Davy Evans, und seiner jungen Frau nach San Franzisko abgereist. Ich erzähle Ihnen das alles nur, weil ich in Ihrem Gesicht eine gewisse Aehnlichkeit mit Miß Malony zu finden glaube. Es könnte also wohl eine Verwandtschaft vorliegen. Hoffentlich bleibt ihr aber die Entdeckung erspart, daß sie nur eine Halbwaise und ihre Mutter nicht tot ist, sondern irgendwo in Schimpf und Schande lebt."

„Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen", sagte die Frau, indem sie die Worte mühsam zwischen zuckenden Lippen hervorstieß und ihre Augen die Tränen nur noch mit Gewalt zurückhielten, „daß — daß ihre Mutter vielleicht mehr Mitleid als — Verachtung verdient?"

„Nein", entgegnete Escher hart, fügte dann aber in etwas milderem Tone hinzu: „Aber ich hoffe es. Indessen, es macht für Eileen keinen Unterschied."

Damit drehte er sich, ohne der Frau noch einen einzigen Blick zu gönnen, um und verließ den Saal.

Hinter ihm ertönte ein schweres Aechzen, und kraftlos, in einem Schluchzen, das ihren ganzen morschen Körper erschütterte, sank die Frau in einen Stuhl.

„Was sollen die Dummheiten?" fragte der Bully, rasch an sie herantretend und sie so fest am Arme packend, daß sie einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken konnte. „Willst du den Leuten hier etwas vormachen?"

Die „Leute" waren aber schon aufmerksam geworden. Die kleine May, die ganz aus der Nähe die Szene beobachtet hatte, kam herbei und fragte teilnahmsvoll:

„Was ist geschehen? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?"

„Oh, es ist nichts weiter", entgegnete der Mann. „Die Frau ist Mrs. Malony und hat ihre Tochter lange nicht gesehen. Sie kam hierher, um sie zu suchen, und nun muß sie erfahren, daß sie gerade heute morgen nach dem Süden abgereist ist. Das hat sie außer Rand und Band gebracht. Die Tränen sitzen bei ihr überhaupt immer recht lose. — Komm jetzt, wir gehen nach Hause!"

Die Frau stand auf, willenlos und anscheinend nur der Gewohnheit des Gehorchens folgend. Mechanisch strich sie sich mit beiden Händen das Haar an den Seiten des schmalen Gesichts zurück. Plötzlich quoll es gurgelnd in ihrer Kehle herauf und ein Schwall hellroten, schaumigen Blutes brach aus ihrem Munde. So plötzlich, daß ihr nicht einmal mehr Zeit blieb, einen der großen Spucknäpfe zu erreichen.

Eine Minute lang schwankte sie, festgehalten von dem Manne, um dessen Mundwinkel sich ein Ausdruck des Aergers gelegt hatte. Dann sank sie in ihren Stuhl zurück.

„Jetzt ist mir besser", sagte sie. „Nur noch einen Augenblick."

Sie wischte sich mit dem Taschentuche über den Mund und besah sich verwirrt und wohl noch nicht ganz frei von ihrem Schwächetaumel die Blutspuren, die daran haften geblieben waren.

Ein Porter war inzwischen hinzugekommen, um die kleine Blutpfütze am Boden mit Sägespänen zu bestreuen, die er dann aufkehrte. Das geschah überall im Saale, in der Bar und im Spielsalon, wo der Fußboden durch verschüttete Getränke oder auf andere Weise verunreinigt worden war. Es war ein einträgliches Geschäft, denn am Morgen wusch er dann den Kehricht aus, genau so wie der Miner auf seinem Claim die goldhaltige Erde, und es fand sich so viel aus den Goldstaubbeuteln achtlos verstreutes Gold darin, daß einer von ihnen am Ende seiner Tätigkeit hier sich daheim eine Farm kaufen konnte.

Die Frau stand auf.

„Komm", sagte sie zu dem Manne, „führe mich nach Hause."

„Eigentlich hätte ich Lust, noch eine Flasche Champagner zu trinken auf die gute Neuigkeit", entgegnete der Bully. „Dreihundertfünfzigtausend Dollars", sagte der Bursche. „Well, das gibt die Hälfte, also — laß mal sehen — ja, hundertfünfundsiebzigtausend Dollars. Denn du bist ja doch Miterbin. — Aber es ist vielleicht besser, ich schaff dich nach Hause. Kann ja dann alleine noch mal hergehen."

Er bemerkte den entsetzten Blick nicht, den Mrs. Malony bei seiner Erwähnung ihres Erbanspruchs auf ihn richtete und ließ es sich in einer bei ihm wohl nicht sehr häufigen plumpen Gutmütigkeit gefallen, daß sie seinen Arm als Stütze nahm und mit ihm dem Ausgange zuschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Menschen im Schnee.

Skizze von Werner Augsburger.

Der einsame Skifahrer, der am frühen Vormittag des Stephanstages auf dem Gipfel des Weiherbühls stand, umfaßte nochmals, bevor er sich zur Abfahrt anschickte, das monumentale Landschaftsbild, das sich seinen Blicken von hier aus darbot. Zu seinen Füßen fiel der mit Niederholz bestandene Steilhang des Berges einige hundert Meter tief auf das weißgrün gesprenkelte Polster des Hochwaldes, der zum welligen Hügelland überleitete. Darüber hinaus war die weite Ebene des Mittellandes im silbrigen Morgendunst mehr nur zu ahnen als wahrzunehmen. In der Ferne schloß das blaue Band des Jura das Bild ab wie der blinkende Rand einer kostbaren Silberschale.

„Es würde mich ewig reuen", redete der Skifahrer zu sich selber, „wenn ich diesen köstlichen Morgen wie die andern im weichen Hotelpfühl verschlafen hätte. Reichlich spät oder früh wurde es ja letzte Nacht, aber trotzdem oder besser gerade deshalb, die Tanzsaalschwulität vertreibt man doch am besten auf so einer Frühtour. Und nun noch die Abfahrt, hoiho! jetzt wollen wir's ziehen lassen!"

Er prüfte die Bindung, zog die blauen Lederstulpen an und schlang die Lederschlaufen der Stöcke um die Handgelenke. Dann schätzte er die Abfahrtsstrecke ab, soweit sie sich überblicken ließ. Zunächst hieß es immer möglichst der Krete entlang bis auf den Sattel hinunter die Slalomkünste erproben, daran schloß sich eine flotte Schußfahrt die Weide hinunter bis zum leeren Sommerstall, von dort ging's mit lauter Stemmbogen die steile Waldschneise hinab auf die tiefer gelegene Alp, von wo ein Sträßchen schräg den Wald hinunter führte zum Hotel. „Wollen mal sehen, ob wir die Fahrt in einem Rutsch zustande bringen", ermunterte sich der Skifahrer, und schon glitt er den ersten steilen Ansatz hinab. Wie ein Rausch umfing ihn die Wonne der Abfahrt. Er spielte wie ein Akrobatikkünstler auf einer Variétébühne mit dem Gleichgewicht und kostete die Triumphe der restlosen Beherrschung der eigenen Körperkräfte genießerisch aus. Jetzt kam ein jäher Rechtsschwung mit an-